

Heinz Rölleke

„und Bestehendes gut gedeutet“

Deutsche Gedichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert

Erläuterungen und Interpretationen

Heinz Kosok, Heinz Rölleke, Michael Scheffel (Hg.)

SCHRIFTENREIHE
LITERATURWISSENSCHAFT

Bd. 85

Heinz Rölleke

„und Bestehendes gut
gedeutet“

Deutsche Gedichte
vom 12. bis zum 20. Jahrhundert

Erläuterungen und Interpretationen

 Wissenschaftlicher Verlag Trier

Rölleke, Heinz: „und Bestehendes gut gedeutet“. Deutsche Gedichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Interpretationen und Erläuterungen / Heinz Rölleke. -

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2011
(Schriftenreihe Literaturwissenschaft; Bd. 85)
ISBN 978-3-86821-329-4

Umschlagabbildung: Walther von der Vogelweide
Die Minnesinger in Bildern der Mannessischen Handschrift.
Frankfurt 1962.

Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2011
ISBN 978-3-86821-329-4

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck oder Vervielfältigung
nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier
Bergstraße 27, 54295 Trier
Postfach 4005, 54230 Trier
Tel.: (0651) 41503 / 9943344, Fax: 41504
Internet: <http://www.wvttrier.de>
E-mail: wvt@wvttrier.de

Inhalt

Vorwort	vii
„Dû bist mîn, ich bin dîn“. Ein mittelhochdeutscher Vers in den <i>Kinder- und Hausmärchen</i> der Brüder Grimm?	1
„Ich saz ûf eime steine ...“. Ikonographische und literarische Rezeption des Reichsspruchs Walthers von der Vogelweide	9
„daz sie als Ysalde Tristramen getroesten mich mûeze“. Poetische Rezeption der Tanzweise des Ulrich von Lichtenstein „Wol mich der sinne“	21
„Zu Straßburg auf der Schanz“. Clemens Brentanos Kreation eines <i>Wunderhorn</i> -Liedes	29
„Warum bist du denn so traurig?“. Eine Volksliedaufzeichnung im Nachlaß der Brüder Grimm	39
„Abends wenn ich schlafen geh“. Ein Sterbe- oder ein Abendlied?	43
„Da hab dir die Schuh“. Ein Kinderreim unterm Galgen	49
„Meine Mutter hat Gänse“. Ein Volksreim und seine Spuren im Jesuitendrama, bei Claudius, Goethe, Kotzebue und Jacob Grimm	53
„Kinderspiegel“. Die Volksballade von der Wiedervergeltung (DVldr Nr. 123) bei Hans Michael Moscherosch	63
„Endlich steht ein Heyland auf“. Heilsgeschichtliches in Johann Christian Günthers „Trost-Arie“?	71
Neumystische „Liebesschläge“. Zur Rezeption eines Liedeingangs von Amadeus Creutzberg	75
Eine „Stimme des Volks im Liede“? Zum „Abendlied“ des Matthias Claudius	81
„Da wär es besser, nicht geboren!“ Ein Xenion Goethes und seine Vorformen in der Volks- und Hochliteratur	89
Goethes „Wär’ nicht das Auge sonnenhaft“. Zur Plotin-Rezeption im Jahr 1805	99
Goethes Eislaufverse und das <i>Wunderhorn</i> -Lied „Gute Lehre“. Von geraden Herzen, Disteln und Dörnern	103
„Das Unzulängliche“. Zu den Schlussversen des Goetheschen <i>Faust</i>	107
„Bürgerpflicht“. Goethes letzte Verse	109
„Aber lieblich rauschen die Küsse“. Zu einer Wendung Hölderlins und anderer Dichter	113
„Zeit bringt Rosen“. Anmerkungen zu einem Sprichwort in Brentanos Gedicht „Die Einsiedlerin“	119

„Ich grüss dich zarte schöne Fraue“. Die Quelle einer Liederinlage in Brentanos <i>Chronica</i>	129
„Laurentia“. Eine bislang ungedruckte Volksliedbearbeitung Achim von Arnims	137
„Hoch so wie die Sonne, steht das Herze mein“. Eine Liederinlage in Arnims <i>Wintergarten</i> und ihre Quelle	143
Interpretation von Kerner-Liedern in ausgewählten Beispielen	147
„Die Flammenschrift an der Wand“. Zu einem Motiv in Heines Ballade „Belsatzar“	153
Literarische Anregungen zur Droste-Ballade „Die Vergeltung“. Hinweise zu einer vergleichenden Interpretation	157
„Dennoch, Himmel ...“. Zu Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht „Im Grase“	163
„Laß ruhn den Stein“. Zu einer Intention des Vorspruchs zur <i>Judenbuche</i>	171
Grimms Märchen in Eduard Mörikes „Wald-Idylle“	175
Eduard Mörike und Walther von der Vogelweide? Zu Mörikes brieflichem Zitat der Volksballade „Halt, Schiffer, halt“	179
„Mädel, was fangst du jetzt an“. Zu einem Volkslied-Zitat in Büchners <i>Woyzeck</i>	185
„Leiden sei all mein Gewinnst“. Zur Vor- und Wirkungsgeschichte eines Büchner-Zitats	191
Liebe und Entsagung. Ein ungedrucktes Gedicht von Karl Gutzkow	195
„Es kribbelt und wibbelt“. Anmerkungen zu einem Fontane-Gedicht	199
„Ich durfte nur die Harfe sein“. Felix Dahns unveröffentlichtes Gedicht „Wolfram von Eschenbach“	203
Vom Winde geschüttelt. Eduard Mörikes „Äolsharfe“ im „Vorfrühling“ Hugo von Hofmannsthals	209
„Die Beiden“. Zu einem Gedicht Hugo von Hofmannsthals	215
Prinz von Theben und Giselher. Else Lasker-Schülers Gedichte aus der Zeit ihrer Begegnung mit Gottfried Benn	217
„Das Grauen“. Georg Trakl und Heinrich Heine?	235
Georg Trakl: „Winterdämmerung“	239
Georg Heym: „Die Stadt“	245
„Süßer Friede...“. Gedichte zum Abendfrieden	255
Verzeichnis der Verfasser	271
Register der Gedichte	273
Quellennachweis	275

Vorwort

„Das Bestehende soll gut gedeutet werden, sagt ein tiefer Denker“, heißt es in Achim von Arnims Roman „Gräfin Dolores“. Er zitiert aus dem Ende von Hölderlins „Patmos“-Hymne:

... der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepflegt werde
Der veste Buchstab, und bestehendes gut
Gedeutet. ...

Hölderlins ‚Deuten‘ meint zwar das Interpretieren der Welt durch die Dichter, doch darf der Interpret solcher Dichtungen sich in großer Bescheidenheit in die Gnome ein wenig einbezogen fühlen. Angemessenes Tun der Dichter liebt Gott überaus, aber auch die Hege der unverrückbaren Texte, die den Tradierern und Philologen anvertraut ist. Darüber hinaus können und sollen die Philologen auch immer erneut versuchen, solchergestalt „Bestehendes“ gut zu deuten, denn die Textfestsetzung oder -herstellung kann nur im Horizont der Textdeutung gelingen, diese Deutung aber bedarf des sicher festgelegten Textes.

Einer mir vor zehn Jahren gewidmeten Festschrift gaben die Herausgeber den Titel „daß gepflegt werde der feste Buchstab“ – der Titel des vorliegenden Sammelbandes führt das Hölderlin-Zitat fort, denn damals hieß es zur Begründung: „Zur Pflege des festen Buchstabens tritt hinzu, daß ‚Bestehendes gut gedeutet‘ werde. Das sprachliche Zeichen bedarf der Interpretation.“

Diesem Anspruch stellten und stellen sich die hier versammelten, in den letzten viereinhalb Jahrzehnten entstandenen Studien, die ausschließlich deutschsprachige Gedichte sowie Aspekte ihrer historischen Einordnung und ihrer literarischen Weiterwirkung thematisieren.

Die Aufsätze sind chronologisch (wo möglich) nach den Lebensdaten der Dichter geordnet und können dergestalt auch einige Aufschlüsse über die jeweiligen literarhistorischen Epochen geben.

Die Auswahl der hier versammelten Dichter und Gedichte bietet relativ wenig Allbekanntes; sie ist mehr daran interessiert, wenig oder noch gar nicht betretene, jedenfalls in vielfache Richtungen führende Pfade zu gehen. Ähnlich vielfältig sind die philologischen und interpretatorischen Ansätze der 41 Untersuchungen, die von Erstveröffentlichungen (Gedichte von Gutzkow und Dahn) bis zu Rezeptionsgeschichten (einzelner Verse wie „Dû bist mîn“ und ganzer Gedichte wie von Ulrich von Lichtenstein oder von Moscherosch) reichen; dazwischen Interpretationen, die oft von neuen Quellenfunden (Brentano, Arnim, Fontane) ausgehen.

Alle hier versammelten Texte sind im Wesentlichen nach den jeweiligen Erstdrucken geboten, das heißt, die Unterschiedlichkeit der durch die verschiedenen Publikations-

organe zu verschiedenen Zeiten vorgegebenen Darbietungsformen, was Zitationsformen, Fußnoten, Titelauszeichnungen usw. betrifft, ist bewusst beibehalten. Lediglich die Titel der Beiträge sind zur besseren Übersichtlichkeit dahingehend vereinheitlicht worden, dass alle Gedichttitel in Anführungszeichen, alle Werktitel kursiv gesetzt sind.

Den Herren Kollegen Heinz Kosok und Michael Scheffel sowie vor allem dem Verleger Herrn Dr. Erwin Otto danke ich für ihre Bereitschaft, auch diesen Sammelband in die „Schriftenreihe Literaturwissenschaft“ aufzunehmen. Herrn Dr. Stefan Neumann (BUW) sowie Frau Martina Wallner-Hüsing und Herrn Markus Nußbaum (WVT) ist für die Einrichtung des Druckmanuskripts zu danken.

Neuss, am 6. November 2011

„Dû bist mîn, ich bin dîn“

Ein mittelhochdeutscher Vers in den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm?

Einen im Sommer 1812 von Jeanette Hassenpflug beigetragenen Text konnten die Brüder Grimm noch als num. 67 in den ersten Band ihrer im Dezember 1812 erschienenen *Kinder- und Hausmärchen* unter dem Titel *Der König mit dem Löwen* aufnehmen¹, ohne daß sie Näheres zur Herkunft angemerkt hätten. Erst 1822, als sie das Märchen inzwischen in *Die zwölf Jäger* umbenannt hatten², vermerkten sie zur Provenienz: „Aus Hessen“. Auf Parallelen zum Motiv der vergessenen und wiedergefundenen Braut wurde indes von ihnen schon seit 1812 hingewiesen.

Das Problem des Märchenhelden, der sich am Ende zwischen zwei nacheinander von ihm erwählten Frauen entscheiden muß, wird häufig durch das gewiß auch erotisch zu verstehende ‚Gleichnis vom alten und neuen Schlüssel‘ gelöst, wofür Johannes Bolte reiche Belege angeführt hat³. Ein Vergleich der Fassungen, in denen die Brüder Grimm dieses Schlußgleichnis im Erstdruck und seit der Zweitaufgabe (1819) wiedergegeben haben⁴, ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich:

1812

Der König [...] zog ihm aber auch die Handschuh aus, da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und als er dann noch das Bildniß an ihrem Hals sah, erkannte er sie, und ließ gleich der andern Braut sagen, sie möge in ihr Reich zurückkehren, er habe schon eine Gemahlin, und wenn man einen alten Schlüssel wieder gefunden, brauche man den neuen nicht. Da ward die Hochzeit gefeiert [...].

1819/1857

Der König [...] zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und als er ihr in das Gesicht sah, erkannte er sie. Da ward sein Herz so gerührt, daß er sie küßte, und als sie die Augen aufschlug, sprach er: „Du bist mein, und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern“. Zu der andern Braut aber schickte er einen Boten und ließ sie bitten, in ihr Reich zurückzukehren, denn er habe schon eine Gemahlin, und wer einen alten Schlüssel wiedergefunden habe, brauche den neuen nicht. Darauf ward die Hochzeit gefeiert [...].

¹ Bolte, J./Polívka, G.: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 2. Leipzig 1915, 56.

² Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm (KHM). Berlin ²1819, num. 67.

³ Bolte/Polívka (wie not. 1) 59.

⁴ Hier nach: KHM. Vollständige Ausgabe in der Urfassung. Ed. F. Panzer. Wiesbaden [1953] 242 sq.; KHM. Ausgabe letzter Hand. Ed. H. Rölleke. Stuttgart 1980, Band 1, 361.

Neben der wenig märchengemäß veränderten Wiedererkennungsszene – wobei das Antlitz der echten Braut gegenüber dem zweiten materialisierten Erkennungszeichen die ausschlaggebende Rolle spielt –, neben der in mildere Form gekleideten Verabschiedung der andern Braut – „ließ sie bitten“ – und der weniger gravierenden zusätzlichen Einführung eines Boten fällt vor allem die Sentimentalisierung ins Auge: Der gerührte König küßt das ohnmächtige Mädchen wach und spricht sie sogleich mit einer Art Treueschwur an.

In dieser scheinbar recht pathetischen Formulierung begegnet seltsamerweise unverkennbar der Eingang eines mittelhochdeutschen Spruchs, der seit 1857 jedem mediävistisch Interessierten ein Begriff ist: „Dû bist mîn, ich bin dîn [...]“. Mit dieser Zeile beginnt bekanntlich die berühmteste Sammlung mittelhochdeutscher Lyrik, *Des Minnesangs Frühling*⁵. Anlässlich dieser Entdeckung, der bislang noch niemand Beachtung geschenkt zu haben scheint, möchte man sogleich den Verdacht hegen, Wilhelm Grimm habe die Interpolation in Kenntnis des aus dem 12. Jahrhundert überlieferten Gedichts vorgenommen, um damit stillschweigend dem Text nachprüfbarer Patina zu verleihen⁶. Diese Vermutung kann sich nur verstärken, wenn man bedenkt, daß ein Hauptmotiv des mittelhochdeutschen Sechszehlers das verlorne „sluzzelîn“ ist, von dem ja schon im Erstdruck des Grimmschen Textes so auffällig die Rede war. Es scheint also, als habe das Schlüsselmotiv das Zitat der Eingangszeile nach sich gezogen und als wäre damit ein weiteres Detail der *Kinder- und Hausmärchen* der oral tradition ab- und der gelehrte literarischen Überlieferung zuzusprechen.

Um gegründet dergestalt urteilen zu können, müßte sich allerdings erweisen lassen, daß der kleine mittelalterliche Text den Brüdern Grimm spätestens 1819 bekannt sein konnte. Die mittelhochdeutschen Verse finden sich in einer Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek München (clm 19 411; sog. „Tegernseer Briefsammlung“), und zwar als Anhang eines lateinischen Musterbriefs. Wenn nicht der Münchner Bibliothekar Bernhard Josef Docen, der die Handschrift seinerzeit durcharbeitete, den Brüdern Grimm schriftlich Mitteilung von diesem Fund gemacht hat – und dafür läßt sich nicht das geringste Zeugnis beibringen⁷ –, können sie diesen handschriftlichen Text schlechterdings nicht vor 1827 kennengelernt haben, als Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann in einer Anmerkung zu ihrer *Iwein*-Edition erstmals da-

⁵ Ed. K. Lachmann/M. Haupt. Leipzig 1857; hier nach: *Des Minnesangs Frühling*. Neu bearbeitet von F. Vogt. Leipzig 1911, 3 (MF 3, 1-6); cf. Kühnel, J. (ed.): „Dû bist mîn. ih bin dîn“ (Litterae 52). Göppingen 1977.

⁶ Cf. zu diesem Verfahren Rölleke, H.: Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. In: *Fabula* 20 (1979) 196, not. 11.

⁷ Auch die Überlegung, der jüngere Bruder Ferdinand Grimm, der seinerzeit in München mit Docen verkehrte, habe eine entsprechende briefliche Mitteilung gemacht, läßt sich nicht bestätigen und erscheint mehr als unwahrscheinlich; cf. Hoffmann, G./Rölleke, H.: *Der unbekannte Bruder Grimm*. Düsseldorf/Köln 1979, 28.